



Zu Ehren der Republik. Der „Vater der Nation“ macht auch als riesiger Luftballon eine beeindruckende Figur: Mahatma Gandhi wacht über die Parade zum Republic Day in Delhi, die jedes Jahr am 26. Januar abgehalten wird. An diesem Tag trat 1950 die neue Verfassung des unabhängigen Indien in Kraft. Sie

führt vom Raisina Hill in der Nähe des Präsidentenpalasts Rashtrapati Bhavan die Magistrale des Regierungsviertels, den Rajpath entlang zum India Gate und schließlich zum Roten Fort nach Alt-Delhi. Geschmückte Festwagen und Tanzvorführungen aus den verschiedenen Bundesstaaten demonstrieren die kulturelle Vielfalt des Landes,

und auch die Atommacht Indien zeigt stolz ihre Panzer und Kampfflugzeuge vor. Die Einheiten der Land- und Seestreitkräfte marschieren in Paradeuniform auf. Der Vater der Nation hat das In-Kraft-Treten der demokratischen Verfassung nicht mehr erlebt. Nachdem die britischen Kolonialherren das Land 1947 in die Unabhängig-

keit entlassen und gegen den Widerstand Gandhis und seines politischen Ziehsohns Jawaharlal Nehru in Indien und Pakistan aufgeteilt hatten, wurde Mahatma Gandhi, der für die Einheit der Nation gekämpft hatte, am 30. Januar 1948 ermordet – widersinnigerweise von einem fanatischen Hindu. Fotos aus „Indien einst & jetzt“

Labyrinth aus Profitgier und Überlebenswillen

„Bombay, Maximum City“: Suketu Mehta enthüllt die Baugesetze der Zukunft an Mumbai, der explodierenden Megalopolis

Von Eva Kirm-Frank

Suketu Mehta kehrt 1998 heim nach Bombay. Der mit renommierten Preisen geehrte Journalist, geboren 1964, war als vierzehnjähriger mit seinen Eltern nach New York emigriert. Nun sollen seine Söhne nicht ohne indische Wurzeln aufwachsen. Aber die Stadt der schönen Meeresbuchten hat sich inzwischen in eine Wüste aus Dreck, Elend und Mord verwandelt. Mehta wagt sich in alle Viertel. Er bringt Fanatiker und Gangster zum Reden, die Showbiz-Stars und die marode Polizei. Er zeigt die gelangweilte Protze der Reichen und Slumbewohner, die für zivilisierten Zusammenleben kämpfen. Mehtas Buch, atemberaubende Reportage und gewichtige Reflexion zugleich, zeigt überbordendes, erregendes Leben. Doch die Summe erschreckt: Die unaufhaltsam wachsende „Maximum City“ ist der Untergang der Zivilisation.

Ein Wasserhahn pro Straße

Die meisten der schätzungsweise 19 Millionen Bewohner von Mumbai, wie Bombay heute offiziell heißt, wohnen in Slums und haben keinen Wasserhahn in der Hütte. Es gibt einen öffentlichen Wasserhahn pro Straße, in den Muslimslums nur in jeder achten. Doch die Menschenschlangen warten vergeblich mit ihren Eimern. Die Klempner haben die Verwalter bestochen: Reparaturen bringen Umsatz. Private Leitungen winden sich durch den Schlamm, ungeplant, korrodiert, porös und offen für die Einsickerungen der Gasse; sie brechen, werden angezapft... und manchmal kommt der Tankwagen. Kanalisation gibt es nicht, Exkremente überall, bei jedem Windstoß segelt Müll durch die Luft wie Krähenwärme. In den teuren Vierteln, wo der Autor schließlich für 3000 US-Dollar monatlich eine miese Drei-

zimmerwohnung gemietet hat, sieht es kaum anders aus. Das Hochhaus hat 6000 Bewohner, Strom und Telefon kommen nur fallweise, die Gasflasche zum Kochen erfordert Korruptionsfeldzüge, Frisch- und Abwasser vermischen sich in der Wand, aus der Decke tropft es; die Söhne haben Amöbenruhr, die Eltern Schleimhautentzündungen, und die Bleischwaden im Smog schlagen aufs Gehirn.

Alle fünf Jahre kommen die Abgeordneten in die Slums und machen Versprechungen. In Indien wählen die Armen, die Reichen erwarten sich nichts davon. Die Wahlberechtigung zu fälschen ist so einfach wie Strohmänner zu Prüfungen zu schicken. Die faschistische Sena-Partei erhält Mehrheiten.

Mehta begleitet die Karriere eines Parteimörders: Wie wurde er dazu? Ein Knabe wie Sunil, für dessen Erziehung alle in der Familie zurückstanden, kann draußen die wichtigste ethische Norm nicht erfüllen: seine Sohnespflichten. Ohne Bestechungsgeld kann er nicht einmal die kranken Eltern in der Klinik versorgen, und ohne Beziehungen bringen ihm seine Collegezeugnisse keinen Arbeitsplatz. Not führt die jungen Männer zu Parteiorganisationen wie der Sena; die leitet ihre Wut auf andere um: die Muslime. Ein Gerücht von einem Übergriff, und die Wut flammt auf. Ausgelteht wird sie auf dem Rücken des Erstbesten, hier des muslimischen Brotausträgers, den Sunil täglich getroffen hatte. „Wie sieht das aus, wenn ein Mensch brennt?“ – „Ich will's dir sagen. Ein Mensch, der brennt, springt auf, stürzt, rennt um sein Leben, stürzt abermals, steht wieder auf und rennt weiter.“ Sein Vergehen? – „... dass er Muslim war.“

Sunil ist aufgestiegen, Geschäftsmann in großem Stil geworden. Die Sena, inzwischen Regierungspartei, verleiht ihm Titel. Sie wirken als Sesam-öffne-dich, geben der Familie gute Medizin und den Kindern beste Schulen. Dafür stellt Sunil seine „Jungs“ zur Verfü-

gung, „wenn sie gebraucht werden, um einen Zug anzuzünden oder einen Wagen aufzubrechen“. Jedes Gut ist knapp und auf normalem Wege unerschwinglich. „Sunil wird einmal zu den Erben Bombays gehören.“

Seine Partei hat den Mörder zur „öffentlichen Vertrauensperson“ und zum erfolgreichen Kapitalisten gemacht. Der Slumlord besitzt Handelshäuser, Kabelfernsehen und illegal errichtete Siedlungen. Solche neuen Männer haben weder Rechtsbewusstsein noch Skrupel. Über Parteispenden oder über Schlägertrupps entscheiden sie den Wahlausgang. Ihr Erfolg ist „zugleich ein Triumph und ein Scheitern der Demokratie“. Und der alte Slogan „Beseitigt die Armut“ ist von den Plakaten verschwunden.

Hindufaschisten, Muslimbomben

1400 Muslime kamen 1993 um, ihre Mörder standen nie vor Gericht; die muslimischen Bombenleger, die daraufhin Attentate verübten, durchaus. Die Polizei unterstützt die Hindufaschisten. Jährlich kommen hunderte Toter hinzu. Über Helfershelfer lernt Mehta die Berufskiller kennen, er baut zu einigen unter Lebensgefahr eine Art von Freundschaft auf. Als einheimischer Fremder gewinnt er das Vertrauen von Hindu- wie Muslimterroristen und auch jenes Chefemittlers der Polizei, der als Einziger nicht korrupt ist. Er dringt ein in das Geflecht aus Politik und kriminellen „Companies“ (Waffen- und Drogenschmuggel, Prostitution, Schutzgelderpressung und Geldwäsche im Unterhaltungs- oder Diamantengeschäft). Sogar die Ganglords kann Mehta sprechen, die inzwischen in Dubai sitzen und international vernetzt sind.

Ein mafioses Parallelsystem sorgt in Bombay für Medizin und Rechtssystem; sich gegen Erpressung zu wehren wäre zwecklos. Ohne Erfolgsaussichten ist auch der Kampf gegen

das ungeplante Wachstum. „Ein städtischer Bediensteter kann an einem einzelnen Gebäude durch Bestechungsgelder mehr verdienen als während seiner gesamten Laufbahn in der Verwaltung.“

Mehta entwirrt die Fäden partikularer Nutznießer, und das im Ganzen so irrationale Stadtgebilde zeigt seine Logik: ein Labyrinth von Einzelinteressen. Nicht nur die Strukturen der Macht kann der Autor vermitteln, sondern auch die des Vergnügens. Er blickt in das Leben eines berühmten Transvestiten, der Familienvater ist, und wird zum Vertrauten der begehrtesten Tänzerin der Bier-Bars. Auch das Leben der Filmbranche, Regisseure und Stars, beleuchtet er von innen, wo es intimer zugeht als in Hollywood, mit eigenen Loyalitäten. Wie versunkene Welten wirken die Herkunftsdörfer von Stars oder Gangstern, doch bei Besuchen dort tauchen ihre verborgenen Motive auf.

„Maximum City“ wächst und wandelt sich rasend. Wegen der Unüberschaubarkeit ihrer schieren Masse hat die Riesenstadt jene Regelungsfunktionen eingebüßt, die städtisches Leben seit alters ausmachen, ja, erst ermöglichen. Korruption zerfrisst alle Lebensbereiche. Doch die Bewohner suchen sich immer neue Oasen der Menschlichkeit zu schaffen. „Bombay ist ein Kollektiv von Menschen aus Dörfern, die in die Stadt kommen und versuchen, ihr Dorf nachzubilden.“

Mit zartem Humor fügt Suketu Mehta die Versehrungen und Leidenschaften dieser Migranten zu einem prächtigen Kaleidoskop zusammen. Und das zeigt: ist das Gewaltmonopol des Staates erst perdu, sind es die Menschenrechte mit ihm.

■ *Suketu Mehta: Bombay, Maximum City. Aus dem Englischen von Anne Emmert, Heike Schlatterer und Hans Freundl. Mit einem Nachwort von Carolin Emcke. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main. 782 Seiten, 26,80 Euro.*

Am Herzen vorbei?

Günter Grass in Indien

Von Barbara Schaefer

Ein Foto zeigt uns den Autor auf der Straße, der Text dazu erklärt, Günter Grass „macht in Dhaka Notizen“. Das kippt ins Komische, ungewollt. Martin Kämpchen hat einen Essayband herausgegeben, es ist ein Buch für Fans geworden. „Ich will in das Herz Kalkuttas eindringen“ – Günter Grass in Indien und Bangladesch“ ist eine materialreiche Fleißarbeit; Grass bereiste Indien mehrmals, einige Aufenthalte dauerten einige Monate, vor allem Kalkutta lernte er intensiv kennen. Der Philologe Kämpchen lebt seit mehr als dreißig Jahren in Indien. Der Sammelband kam zunächst auf Englisch heraus „My broken love“ (New Delhi 2001) und war für den indischen Markt gedacht. Den deutschen Leser lässt er eher ratlos zurück.

Kämpchen hat indische Intellektuelle gebeten, von ihren Begegnungen mit Grass zu erzählen. „Als Grass sah, dass ich ohne Blitzlicht fotografierte, schlug er vor, sich für eine Aufnahme in die Sonne zu stellen“, weiß etwa Sankaral Bhattacharjee zu berichten. „Grass beobachtete mit großem Interesse die Arbeit der Statuenmacher in Kumartuli und ging mit uns zusammen auf eine Tasse Kaffee in das Kaffeehaus in der College Street“, erinnert sich Subhoranjan Dasgupta.

Früher Irrweg, starkes Engagement

In der Einleitung erklärt Kämpchen Grass, in betulichem Tonfall schreibt er etwa über ihn in der Nazizeit (hier kann das Buch nicht aktuell sein): „Später konnte es Grass nicht mehr verstehen, wie er als Jugendlicher auf die Nazis hatte reinfallen können. (...) Dieser frühe Irrweg wurde zu einem Trauma und ein Grund für sein starkes soziales Engagement.“ Werk und Biografie werden oft in einen Topf geworfen. So wird bemerkt, Grass erwähne im „Butt“ weder, „daß er einige seiner Gedichte vorgelesen hat“, noch Besuche von Ashrams. Der Band versammelt Kuriosa, etwa Grass' Notizen zu seinen Reiseplänen Ende 1986, ein Gezickel von Dichters Hand: „18. 11. Darjeeling, 8. Dezember abflug nach Bombay.“ Wen interessiert das? Wann Goethe Rom erreichte, mag auf Neugier treffen, aber ein Faksimile von Grass' Besuchsprogramm in Bombay, „12. 4. 78, 17.45 hs., Drinks und Erfrischungen mit indischen Kunstlern und Gästen?“ Die Fotos erinnern eher an ein Urlaubsalbum, als dass sie Erhellendes beitragen würden. So sieht man Grass in der Rikscha, in Schulen und auf Straßen, mit Kindern und mit Dichtern.

„Mit Goethe“ um die ganze Welt

In diesem Übermaß an Anekdotischem geht unter, dass in den Essays eine komplexe Auseinandersetzung geführt wird: Wie tritt ein westlicher prominenter Autor in Indien auf? Welche Erwartungshaltung hat er, hat das Gastland? Und wie anmaßend darf ein Fremder sein? Grass, so scheint es, hat auch in Indien kein Blatt vor den Mund genommen, kritisierte Schriftsteller, die nicht auf Bengalisch, wie er es für angemessen hielt, sondern auf Englisch schreiben, kritisierte Intellektuelle, die nicht jeden Tag Kinder in den Slums retten, kritisierte Inder überhaupt, die ein Leben im Mittelstand führen. Grass selbst war, wie er formulierte, „während Jahrzehnten ‚mit Goethe‘ unterwegs“. In seinem Fall heißt das nicht, dass er mit den gesammelten Werken des Klassikers reiste, sondern sich seine Aufenthalte rund um den Globus vom Goethe-Institut organisieren ließ. So habe er die Welt zumindest per Augenschein kennen gelernt, freut er sich.

Wer kein Kenner der von Asien beeinflussten Werke ist – „Der Butt“ oder „Zunge zeigen“ etwa –, wird mit diesem Buch wenig anfangen können. Es bleiben Einzelheiten, wie der Beleg, dass in Indien die Freude groß war, als Grass den Nobelpreis erhielt. Die Zeitung „Statesman“ schrieb beglückt: „Nobel for a Part Calcuttan“.

■ *„Ich will in das Herz Kalkuttas eindringen.“ Günter Grass in Indien und Bangladesch, Hg. von Martin Kämpchen. Edition Isele, Eggingen. 210 Seiten, 19 Euro.*

Viel Subkontinent fürs Geld

Guido Gozzanos „Reise zur Wiege der Menschheit“

Von Tobias Lehmkuhl

Man wundert sich angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der Guido Gozzano in Goa ins Kino geht und aus Bombay vom „Keuchen der Automobile“ berichtet. Schließlich ist es fast hundert Jahre her, dass der italienische Schriftsteller den Subkontinent bereiste. Was es vom Indien der vorletzten Jahrhunderte wende bis zu den Computerindern heute etwa nur ein kleiner Schritt? War Indien bei den technischen Errungenschaften der Moderne immer schon ganz vorne dabei? Guido Gozzano, 1883 in Turin geboren und 1916 an Tuberkulose gestorben, berichtet auch von den Eisenbahnen, die das Riesenreich, wie er beobachtet hat, mit einem dichten Netz überzogen und an Schnelligkeit nur mit den amerikanischen vergleichbar seien.

Umso mehr begeistert es ihn, wie gut sich die Vergangenheit bewahrt hat, wie intakt das sagenhafte Indien sich ihm präsentiert. Sei es durch die Allgegenwart der vielgestaltigen Götterwelt, sei es durch die Vielzahl an Palästen und Tempeln. Überall meint er, das Indien wiederzuerkennen, das er angeblich schon aus Büchern kannte, bevor er überhaupt lesen konnte.

Gozzanos Reiseberichte, die teilweise in italienischen Zeitungen und dann kurz nach seinem Tod in Buchform erschienen, liegen nun erstmals auf Deutsch vor. Darin gibt es häufiger solche Momente, die einen an der Glaubwürdigkeit des Autors zweifeln lassen. Vor allem die Datierungen der einzelnen Abschnitte stimmen bedenklich: So schnell kann man sich in so einem großen Land doch nicht fortbewegen! Und als dann in einem Eintrag von 1913 vom „Beginn des europäischen Krieges“ die Rede ist, schlägt man erst einmal das Nachwort auf.

Dabei stellt sich dann heraus, dass Gozzanos Artikel teilweise erst Jahre nach seiner gerade zweimonatigen Reise veröffentlicht wurden. Sicher ist, dass der Autor viel nachbearbeitet, wenn nicht gar das meiste erst nach seiner Rückkehr nach Italien geschrieben hat. Und einige der Orte, von denen er so lebendig erzählt, hat er möglicherweise nie mit eigenen Augen gesehen.

Doch erwecken seine Aufzeichnungen den Eindruck von authentischer Unmittelbarkeit. Das zeugt entweder von der Intensität seiner Erfahrungen oder von seiner Darstellungskunst. Wie dem auch sei: Gozzano scheint leidenschaftlich ergriffen von dem, was ihm begegnet. Im Positiven wie im Negativen; ganze Gesänge stimmt er auf die Schönheit der Inder an, seitenweise aber (und ohne moralisierend zu werden) geißelt er ihr Kastensystem. Am meisten beeindruckt ihn die Natur, die ganze wild wuchernde Tropenwelt. „Indiens Herren sind nicht die Inder. Und es sind auch nicht die Engländer. Indiens Herren sind die Tiere“, schreibt er und lässt eine beklemmende Beschreibung der indischen Raben folgen.

Natürlich spielt die Herrschaft der Briten eine gewisse Rolle in Gozzanos Wahrnehmung Indiens. Er verdammt sie keineswegs, meint vielmehr, sie habe dem Land manch Gutes gebracht. Mancherorts, so schreibt er, habe die Besetzung gar zu einer wahren „Anglomanie“ geführt, einem Stolz vieler Inder, Untertan des englischen Königs zu sein. Über die Gier dieser Anglizifizierten, an der Londoner „Season“ teilzunehmen, wird Gozzano nicht müde zu staunen.

Tierkämpfe, Bestattungsrituale oder fratzenhafte Statuen: Gozzano lässt in seinen Erzählungen nichts aus von dem, was man sich von einer Indienreise erwartet. Gänzlich unbekannt Wege schlägt er allerdings nie ein. So kommt es einem zuweilen merkwürdig vor, wie wenig sich unsere europäische Sicht auf Indien gewandelt hat. Unverändert ist auch das Maß unserer Faszination: Schreibt Guido Gozzano anfangs noch in sehr sachlichem, geradezu kühlem Stil, so lässt er sich im Laufe des Buches immer mehr von seiner Begeisterung hinreißen – oder verlegt er sich etwa darauf, seine Eindrücke und Erlebnisse bloß stärker zu dramatisieren? So oder so, „Reise zur Wiege der Menschheit“ ist ein abwechslungsreiches Buch. Auf wirklich überraschende Perspektivwechsel wartet man allerdings vergeblich.

■ *Guido Gozzano: Reise zur Wiege der Menschheit. Briefe aus Indien. Elfenbein Verlag, Berlin. 211 Seiten, 18 Euro.*



Highway-Elefanten. Eine der interessantesten Erfahrungen bei der ersten Begegnung mit Indien ist die des Straßenverkehrs: in den großen Städten immer kurz vor dem Kollaps, auf dem Land behindert von

Monsunschäden, insgesamt von erfrischender Vielfaltigkeit. Elefanten auf Lkws sind keine Seltenheit, aber auch Elefanten, Esel oder Kamele, die auf den eigenen Beinen auf dem Highway unterwegs sind.